

- In: Lenz, K.; Nestmann, F. (Hrsg.): Handbuch persönliche Beziehungen. Weinheim/München 2009, S. 545-565
- Grunwald, K.; Thiersch, H.:** Das Konzept Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – einleitende Bemerkungen. In: Grunwald, K.; Thiersch, H. (Hrsg.): Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Weinheim/München 2008, S. 13-41
- Hargens, J.:** Aller Anfang ist ein Anfang. Göttingen 2006
- Heiner, M.:** Soziale Arbeit als Beruf. München 2007
- Herriger, N.:** Empowerment in der Sozialen Arbeit. Stuttgart 2006
- Kliko, D.:** Herman Nohl (1879-1960). In: Tenorth, H.-E. (Hrsg.): Klassiker der Pädagogik 2. München 2003, S. 123-137
- Kron, F. W.:** Grundwissen Pädagogik. München/Basel 2009
- Lenz, K.; Nestmann, F.:** Persönliche Beziehungen. In: Lenz, K.; Nestmann, F. (Hrsg.): Handbuch persönliche Beziehungen. Weinheim/München 2009, S. 9-29
- Müller, B.:** Die Last der großen Hoffnungen. Freiburg im Breisgau 1991
- Müller, B.:** Sozialpädagogisches Können. Freiburg im Breisgau 2006
- Nohl, H.:** Die pädagogische Bewegung in Deutschland und ihre Theorie. Frankfurt am Main 2002 (zuerst 1935)
- Oevermann, U.:** Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, A.; Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt am Main 1996, S. 70-183
- Perlman, H. H.:** Soziale Einzelhilfe als problemlösender Prozess. Freiburg im Breisgau 1970 (zuerst 1957)
- Ritscher, W.:** Soziale Arbeit: systemisch. Göttingen 2007
- Rogers, C.:** Therapeut und Klient. Frankfurt am Main 2007
- Salomon, A.:** Frauenemanzipation und soziale Verantwortung. Ausgewählte Schriften, Band 3: 1918-1948. Neuwied/Kriftel 2002
- Thiersch, H.:** Nähe und Distanz in der Sozialen Arbeit. In: Dörr, M.; Müller, B. (Hrsg.): Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität. Weinheim/München 2006, S. 29-47
- Wagenblass, S.:** Vertrauen. In: Otto, H.-U.; Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. München/Basel 2005, S. 1934-1942

Anerkennung und Teilhabe

Leitbegriffe zur Vermeidung und Überwindung von gesellschaftlicher Exklusion Erwachsener

Claudia Steckelberg

Zusammenfassung

Der Artikel beschäftigt sich mit der Frage, wie Soziale Arbeit methodisch auf die soziale Exklusion erwachsener Menschen reagieren sollte. Exklusion wird dabei als interaktiver Prozess begriffen, der durch professionelles Handeln seitens der Sozialen Arbeit beeinflusst werden kann. Die Integration, die allzu häufig unhinterfragt als Lösung für das Problem der Exklusion gilt, ist in einer diskurstheoretischen Perspektive kritisch zu reflektieren. In Abgrenzung dazu wird die Bedeutung von Anerkennung und Teilhabe als Leitbegriffe der Exklusionsvermeidung und -überwindung begründet und praxisnah methodisch konkretisiert.

Abstract

This article deals with the question of how Social Work is expected to react methodically to the social exclusion of adult people. Exclusion is understood here as an interactive process which can be influenced by professional Social Work practice. Integration which is too often accepted without much thought as an answer to the problem of exclusion should be examined critically from a discourse-theoretical perspective. As an alternative, the author substantiates and methodically elucidates in a practice-related way that the concepts of recognition and participation are essential as guiding principles in avoiding and overcoming exclusion.

Schlüsselwörter

soziale Ausgrenzung – Definition – Wohnungsloser – Fallbeschreibung – Integration – Teilhabe – Soziale Arbeit

Einleitung

Gesellschaftliche Exklusion von Erwachsenen – um meinen Zugang zu diesem Thema zu veranschaulichen, möchte ich kurz auf meinen berufsbiographischen Hintergrund eingehen. Eine meiner ersten Berufserfahrungen in der Sozialen Arbeit habe ich auf der Straße gemacht. Kurze Zeit nach dem Abitur war ich nach Glasgow in Schottland gezogen, um dort mit wohnungslosen Frauen und Männern zu arbeiten. Ich verteilte Suppe auf dem zentralen Platz, dem George Square, lernte im Rahmen von Street-work geschützte und auch weniger gute Schlafplätze im Freien kennen und sah die Gefängnisse ihrer

Majestät von innen. Wohnungslose Menschen werden im Englischen umgangssprachlich auch als „down and outs“ bezeichnet – und auch ich hatte den Eindruck, ich lerne die Stadt, die Menschen und die Sprache vor allem aus einer Perspektive von unten und außen kennen. Aus dieser Erfahrung hat sich mein Engagement und die Verbindung zu Lebenswelten „Jenseits der guten Gesellschaft“ entwickelt – und daran anknüpfend werde ich mich auch auf die Zielgruppen beziehen, die gemeinhin als am Rand oder außerhalb der Gesellschaft lebend bezeichnet werden, und dabei im Besonderen wohnungslose Menschen berücksichtigen.

Ich werde mit der Bestimmung des Exklusionsbegriffs beginnen, wie er für die Soziale Arbeit relevant ist, und ihn anhand zweier Interviewausschnitte veranschaulichen. Daraufhin werde ich mich kritisch mit dem Begriff der Integration aus diskurstheoretischer Perspektive auseinandersetzen. Die Bedeutung von Anerkennung und Teilhabe für eine Soziale Arbeit, die auf Exklusionsvermeidung oder -überwindung ausgerichtet ist, wird anschließend erörtert und abschließend konkretisiert.

Exklusion als soziales Problem

Der Begriff Exklusion ist, seinem lateinischen Wortstamm folgend, mit Ausschluss gleichzusetzen. Exklusion betrifft nie den Ausschluss eines Menschen aus der Gesellschaft als Ganze, sondern bezieht sich auf einzelne Lebensbezüge, eben auf bestimmte Teilbereiche. Die Systemtheorie spricht nach *Niklas Luhmann* in diesem Zusammenhang von „Funktionskontexten“ (Göbel; Schmidt 1998, S. 92), in der Lebensweltorientierung werden hingegen, ausgehend von den Erfahrungen der betreffenden Menschen, eine Vielzahl von Domänen und Lebensfeldern unterschieden (Thiersch 2002, S. 177). Es gibt also kein Leben außerhalb der Gesellschaft. Frank Bettinger (2005) weist darauf hin, dass ein solcher vollständiger Ausschluss der physischen Vernichtung eines Menschen gleichkäme (ebd., S. 369).

Exklusion stellt nicht per se ein soziales Problem dar. Ausschluss ist etwas, das wir alle alltäglich erleben, ohne dies als problematisch oder als einen Fall für die Soziale Arbeit zu erfahren. Exklusion ist dann als soziales Problem einzuschätzen, für das auch die Soziale Arbeit zuständig ist, wenn durch diesen Ausschluss

- ▲ die Teilhabe an wichtigen (bis hin zu existenziellen) gesellschaftlich bereitgestellten Ressourcen und Produkten zur Lebensbewältigung verhindert wird (Bettinger 2005, S. 369) und
- ▲ soziale Anerkennung eingeschränkt wird.

Exklusion als interaktiver Prozess

Hinter diesem Ausmaß an Exklusion verbirgt sich ein vielschichtiger und komplexer Prozess. Gesellschaftlicher Ausschluss entsteht nicht nur, wenn sich Lebenslagen in gesellschaftlich bedeutsamen Lebensfeldern ändern: jemand also arbeitslos wird oder die Wohnung verliert. Ausschluss wird zudem interaktiv hergestellt. Dies geschieht zum einen in sozialen Situationen mit einem konkreten Gegenüber, aber zum anderen auch, indem die Frage von Zugehörigkeit oder Ausschluss entlang wirkmächtiger Normierungen ohne direkte persönliche Kommunikation verhandelt wird.

Ich möchte das an zwei kurzen Beispielen in Form von Interviewausschnitten veranschaulichen.¹ Sam ist 19 Jahre alt und erzählt von der Zeit, als sie wohnungslos war, in einer Notschlafstelle die Nächte und auf der Straße die Tage verbrachte. Es geht um eine Erfahrung mit dem medizinischen Versorgungssystem, als sie Magenbeschwerden hatte: „Die Ärztin, bei der ich dann damals gewesen war, die wollte mir kein Mittel gegen den Durchfall verschreiben; und dann hat se mir halt einfach bloß Bettruhe verordnet, die (lacht) ich ja nich einhalten konnte; und ich hatte ihr davon erzählt. Da meint se: is nich mein Problem. So und das fand ich schon ziemlich heftig. Und ich hab damals auch so das Gefühl gehabt, dass die mir nich ein Wort geglaubt hat von dem, was ich ihr gesagt hab; mir weder geglaubt hat, dass ich Durchfall hab, noch dass ich aufer Straße wirklich bin. So hatt ich irgendwie so'n Gefühl, weiß nich; das fand ich schon ziemlich beschissen so.“

Der Rat der Ärztin zu Bettruhe ist angesichts der Art der Erkrankung angemessen. Als wohnungslose Frau empfindet Sam ihn jedoch als absurd, wie ihr Lachen mitten im Satz zeigt. Was die Ärztin als selbstverständlich voraussetzt, nämlich tagsüber ein Bett verfügbar zu haben, verweist auf einen existenziellen Mangel, der von konstitutivem Charakter für Sams Lebenswelt ist. Sie erfährt die Haltung der Ärztin als Zurückweisung in einer Situation, in der sie auf ihre Hilfe angewiesen ist, was sie diffus als „heftig“ und „ziemlich beschissen“ bezeichnet. Die Ärztin weigert sich, Sams Situation zur Kenntnis zu nehmen. Sam erhält dadurch keine adäquate medizinische Versorgung, die eigentlich als grundlegendes Recht für jeden Menschen gewertet wird. Und Sam macht die Erfahrung, in ihrer als abweichend bewerteten Lebenslage nicht wahrgenommen und geachtet zu werden. Die Verweigerung dieser Anerkennung begründet in dieser Situation die Exklusion. Der zweite Ausschnitt stammt aus dem Interview mit Ela, die 23 Jahre alt ist. Auch sie übernachtet zeitweise in

einer Notschlafstelle, während sie die Tage mit ihrer Freundin *Alina* verbringt: „Und dann nach der Notschlafstelle sind wir dann noch uns sonnen, auf die Wiese, dann ham wir immer bei den Türken so paar Kleinigkeiten, und dann haben wir immer Frühstück so als Picknick, im Sommer is dat nich so schlimm wie im Winter halt; weil im Winter, wo sollste dich einfach [holt Luft] und im Sommer fällt dat auch nich auf, du bist obdachlos [lacht] so, haben wir 'n Schlafsack gehabt so, haben wir uns denn hingelegt, die Leute haben gedacht, wir sonnen oder so. Aber wir haben uns dann halt [lacht] ausgeruht; aber im Winter, kannste dich nich einfach irgendwo hinlegen; das fällt dann auch auf, dann bist du obdachlos [lacht].“

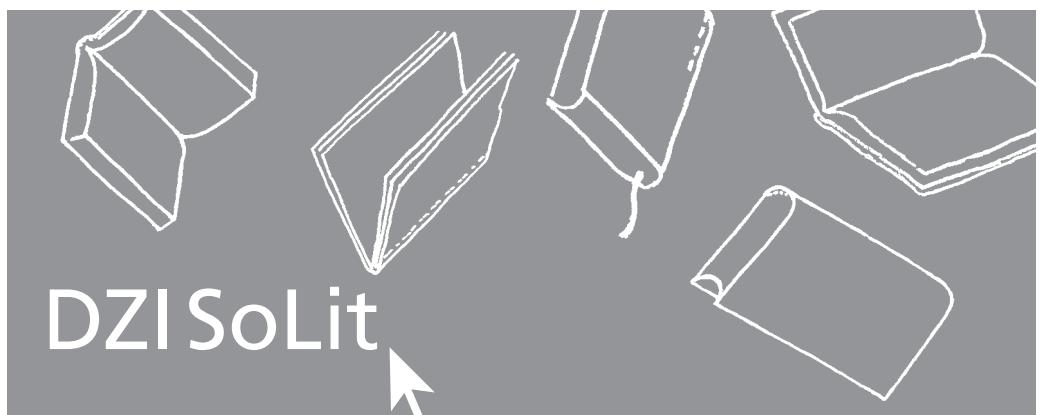
Auffällig ist in diesem Beispiel, dass *Ela* den Aufenthalt im Freien während des Sommers nicht nur wegen der wärmeren Temperaturen angenehmer findet als im Winter. Auf der Wiese zu liegen ist im Sommer ein unauffälliges Verhalten, das von Außenstehenden als „sich sonnen“ gedeutet wird, wodurch die besondere Notwendigkeit der wohnungslosen Frauen, sich im öffentlichen Raum ausruhen zu müssen, nicht als Abweichung auffällt. Im Winter hingegen wird ihr Verhalten als nicht normal wahrgenommen, weil es den impliziten Nutzungsvorgaben im öffentlichen Raum widerspricht. Es gilt als soziale Information (Goffman 1975, S. 58 f.), die auf ihre Obdachlosigkeit verweist: „Dann bist du obdachlos.“

In *Elas* Formulierung wird man „obdachlos“ durch die Zuschreibung der Mitmenschen. Sie lacht, während sie dies ausspricht, weil sie weiß, dass sich die Lebenslage, ohne eigene Wohnung zu sein, weder durch die Jahreszeiten noch die gesellschaftlich vorherrschenden Deutungen ändert. Der Ausschluss jedoch vollzieht sich in einem interaktiven Prozess vor dem Hintergrund gesellschaftlich vorherrschender Normierungen und Zuschreibungen.

finden sich auch die Ansatzpunkte für die Intervention Sozialer Arbeit. Es ist nicht unsere Aufgabe, direkt auf ökonomische und politische Zusammenhänge einzuwirken, die Armut, Arbeitslosigkeit oder Wohnungsnot zu gesellschaftlichen Phänomenen wachsen lassen, die eine nicht unbedeutende Zahl von Menschen betrifft. Unser Spezialgebiet ist hingegen das der Kommunikation. So wie Ausschluss interaktiv hergestellt werden kann, kann ihm auf diesem Wege auch entgegengewirkt werden, indem (im übertragenen wie eigentlichen Sinn) Räume für Teilhabe und Anerkennung geschaffen werden. Was das heißt und wie das aussehen kann, werde ich im Folgenden in Abgrenzung zu einer allzu engen Ausrichtung Sozialer Arbeit auf das Ziel der Integration ausführen.

Integration als Lösung von Exklusion?

Roland Anhorn (2005, S. 31) kritisiert, dass Integration allzu oft als unhinterfragte und eindeutige Antwort auf das Problem des Ausschlusses angesehen wird. Damit ist auch die Vorstellung verbunden, dass eine Integration aller Menschen in diesen gedachten Innenraum „Mitte der Gesellschaft“ idealerweise möglich wäre. Auch wenn Integration inzwischen mehr als interaktiver Prozess denn als einseitige Assimilation angesehen wird, so wird dennoch angenommen, dass es so etwas wie normale gesellschaftliche Verhältnisse und Zusammenhänge gibt, in die hinein Integration gelingen kann und sollte. Dieser Diskurs konstruiert ein Bild von Gesellschaft als eines weitgehend homogenen, „von einem normativen Konsens zusammengehaltenen Ganzen“ (ebd., S. 30). Gesellschaft wird als ein Raum konstruiert, in dem einheitliche Werte, Normen und Lebensformen akzeptiert werden, die von allen Mitgliedern geteilt werden. Auch der Diskurs von der Mitte und dem Rand der Gesellschaft, der sich in den Medien, der Politik und zum Teil auch in der Fachöffentlichkeit Sozialer Arbeit findet, impliziert,



dass es eine Art normativen Kern gebe, der sich in der Mitte verdichtet und eindeutig zu erkennen ist, während er am Rand ausfranzt und eine eher hybride Gestalt annimmt.

Brüchig wird dieses Bild, wenn man versucht, den normativen Konsens konkret zu benennen. Ein Beispiel dafür stellt die Diskussion um die deutsche Leitkultur dar, in der Werte und Normen gesucht wurden, die als nationalstaatlich einheitlich und als spezifisch deutsch gelten können. An diesem Beispiel wird die Funktion und Wirkungsweise solcher Diskurse deutlich (Jäger 2001, S. 85). Es geht dabei nicht darum, eine existierende Wirklichkeit nationalstaatlicher Einheit in Worten abzubilden. Sondern umgekehrt: Durch den Diskurs um eine deutsche Leitkultur wird entlang bestimmter Machtinteressen eine nationalstaatliche Identität konstruiert, die die Idee von nationalen Grenzen und die damit verbundenen Ausschlüsse legitimieren sollen.

Ähnlich verhält es sich mit dem Bild von der Mitte und dem Rand der Gesellschaft sowie der Vorstellung, es gebe einen stabil verfügbaren gesellschaftlichen Raum, in den hinein Integration gelingen kann. Auch dieser Diskurs ist kein sprachliches Abbild gesellschaftlicher Verhältnisse, sondern er verfestigt eine herrschende Vorstellung von einer Gesellschaft, in der die Integration in eine konkret und eindeutig verfügbare Normalität prinzipiell allen offensteht.

Dieser Diskurs um die gelingende Integration sogenannter Randgruppen in die Mitte der Gesellschaft oder in als normal anerkannte gesellschaftliche Verhältnisse, verdeckt einige Zusammenhänge.

▲ Die Bedingungen für die Zugehörigkeit zu dieser Normalität sind weder unveränderbar noch eindeutig und widerspruchsfrei festgelegt. Trotzdem sind sie so selbstverständlich als gesellschaftlich dominante Vorgaben verfügbar, dass sie vielfach kaum explizierbar sind und erst vor der Folie dessen, was als Abweichung erkannt wird, benennbar werden. Exklusion geschieht in einem komplexen Zusammenspiel variabler und zum Teil auch nicht gänzlich durchschaubarer individueller, kultureller und sozialer Faktoren, die keiner gradlinigen Logik folgen. Die Erwartung, dass durch die Erfüllung gewisser Voraussetzungen die Türen zum Verlassen des Randes der Gesellschaft geöffnet werden, wird dadurch zumindest fragwürdig.

▲ Soziale Unterschiede entlang der vorherrschenden Kategorien (wie Geschlecht, körperliche Fähigkeiten, Besitz) sind in unserer Gesellschaft ausnahmslos hierarchisch angelegt. Das heißt, jeder Einschluss,

jede Zugehörigkeit produziert notwendigerweise auch Ausschluss und Nichtzugehörigkeit. Es gibt nicht das Normale ohne das Andere, das Eigentliche nicht ohne das Besondere und auch die Mitte nicht ohne den Rand. Damit wird das Ziel einer Gesellschaft, in der alle Menschen in den als normal anerkannten Raum eingeschlossen sind, obsolet.

Antihierarchische Grundhaltung

Wenn wir uns darüber im Klaren sind, dass Exklusion stets durch hierarchische Verhältnisse hergestellt wird, dann lautet eine Leitmaxime für die Intervention Sozialer Arbeit, dass diese antihierarchisch ausgerichtet sein muss. Mit einer in diesem Sinne emanzipatorisch-kritischen Haltung sollten diese Interventionen nicht primär Integration, sondern Teilhabe und Anerkennung im Sinn haben. Mit antihierarchisch und emanzipatorisch-kritisch, mit Teilhabe und Anerkennung haben wir jetzt Begriffe, die die Ausrichtung von Interventionen umreißen, aber noch nicht konkret füllen. Was damit konkret gemeint ist, werde ich im Folgenden entlang der Begriffe Anerkennung und Teilhabe und, wie bereits oben, bezogen auf das Phänomen der Wohnungslosigkeit ausführen.

Anerkennung

Die Integration in eine gesellschaftliche Normalität bedeutet für wohnungslose Menschen zumeist eine Integration in einen gesellschaftlichen Raum, in dem ihre Erfahrungen nicht als gelebte Realität wertgeschätzt werden. Auch ihre Fähigkeiten und Kenntnisse, die sie für das Leben auf der Straße erworben haben, werden zumeist nicht als solche anerkannt. Diese Anerkennung von außen verwehrt zu bekommen, hat Auswirkungen auf das Verhältnis eines Menschen zu sich selbst. Das heißt, Selbstanerkennung kann sich letztlich nur in Strukturen der Fremdankennung entwickeln (Mecheril 2003, S. 45). In diesem Sinne spricht Axel Honneth (1994) auch von wechselseitiger oder reziproker Anerkennung und konstatiert, dass „die Subjekte zu einem praktischen Selbstverhältnis nur gelangen können, wenn sie sich aus der normativen Perspektive ihrer Interaktionspartner als deren soziale Adressaten zu begreifen lernen“ (ebd., S. 148). Von anderen anerkannt zu werden, ermöglicht also eine positive Selbstbeziehung, wie andererseits Missachtung und der Entzug von Anerkennung die Selbstbeziehung einer Person erschüttern können (ebd., S. 213).

Honneth unterscheidet drei Anerkennungsformen, die zusammengefasst werden können unter Anerkennung durch emotionale Zuwendung, Anerkennung durch kognitive Achtung (bezogen auf die

rechtliche Dimension) und Anerkennung durch soziale Wertschätzung. An dieser Stelle wäre es interessant und aufschlussreich, die Exklusion durch Wohnungslosigkeit anhand dieser drei Anerkennungsformen zu analysieren. Dafür fehlt uns hier die Zeit. Hier nur ein kurzes Beispiel: Die Verweigerung der Anerkennung der Fähigkeiten, die sich ein wohnungsloser Mensch auf der Straße angeeignet hat, bezieht sich auf die soziale Wertschätzung. Mit der Erfahrung sozialer Wertschätzung geht „ein Vertrauen darin einher, Leistungen zu erbringen oder Fähigkeiten zu besitzen, die von den übrigen Gesellschaftsmitgliedern als ‚wertvoll‘ anerkannt werden“ (*ebd.*, S. 209). Diese Erfahrung ist als eine Voraussetzung für Selbstschätzung anzusehen, die es ermöglicht, sich selber als ein in seinen charakteristischen Eigenschaften und Fähigkeiten geschätztes Wesen verstehen zu können“ (*ebd.*, S. 217).

Zwei Folgerungen für die Soziale Arbeit möchte ich hier benennen.

- ▲ Die von Honneth angesprochene bedeutsame „normative Perspektive der Interaktionspartner“ (*ebd.*, S. 148) verweist darauf, wie wichtig es ist, in der Praxis (wie auch der Wissenschaft) Sozialer Arbeit die eigenen normativen Vorstellungen und Zielsetzungen kontinuierlich zu reflektieren. Solche Reflexionsprozesse werden meiner Erfahrung nach im Arbeitsalltag allzu häufig vermieden, weil sie routinierte Arbeitsabläufe irritieren und dadurch wenig zielführend wirken. Tatsächlich sind diese Irritationen ein nicht zu unterschätzender Bestandteil für gelingende Soziale Arbeit gegen gesellschaftlichen Ausschluss.
- ▲ So banal es klingen mag: Es ist von zentraler Bedeutung, Gesprächsformen einzuführen, die es ermöglichen, den betreffenden Erwachsenen in einer offenen Art zuzuhören. Das heißt als Helfende in Beratungssituationen nicht nur die Frage zu stellen, was das Problem ist und welche Hilfe benötigt wird.

Verstärkt sollte jenseits einer Problem- und Lösungsorientierung die Frage darauf gerichtet sein, was mein Gegenüber zu erzählen hat, um dadurch Raum für biographisches und lebensweltliches Erzählen zu schaffen. Dies wirkt auch Ausschlusserfahrungen innerhalb des Hilfesystems entgegen, die von den Adressatinnen und Adressaten häufig mit den Worten geschildert werden: „Die haben mir gar nicht zugehört“ oder „Die haben sich gar nicht dafür interessiert, was ich wollte.“

Teilhabe

Teilhabe verweist zum einen auf die Verfügbarkeit gesellschaftlicher Ressourcen und Produkte, die zum Teil von existenzieller Bedeutung sind, wie beispielsweise Sozialleistungen, das Gesundheitswesen und der öffentliche Raum. Gemeint ist zum anderen auch die Einflussnahme auf politische Prozesse in Parteien, Medien, Bürgerinitiativen und bei Wahlen. Die Teilhabe an kulturellen Zusammenhängen und Gestaltungsprozessen ermöglicht es Menschen, sich Deutungsleistungen und symbolische Repräsentationsformen einer Gesellschaft anzueignen sowie innerhalb dieser kulturellen Zusammenhänge selbst sichtbar zu werden. Wie wichtig diese Formen der Teilhabe für die Einzelnen sowie soziale Gruppen sind, gelangt zumeist erst ins Bewusstsein, wenn man aus einzelnen Bereichen ausgeschlossen ist.

Niedrigschwellige Arbeit

konzeptionell erweitern

Ein Ort Sozialer Arbeit, von dem aus Prozesse der Anerkennung und Teilhabe initiiert werden können, stellen meines Erachtens niedrigschwellige Angebote dar. Solche Einrichtungen zeichnen sich durch ihren akzeptierenden Ansatz aus, der ohne vordergründige Veränderungserwartungen an die Klientel herantritt. Bislang liegen bei der Zielgruppe der Wohnungslosen die Schwerpunkte der Arbeit bei einer materiellen Grundversorgung mit Essen, Kleidung

30 Jahre dokumentierte Fachdiskussion 30 Jahre Sozialwissenschaftliche Literaturdokumentation

- Onlinezugang in über 200 Hoch- und Fachhochschulbibliotheken
- Individuelle Beratung und Recherche mit Dokumentenlieferung

Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen/DZI

www.dzi.de

DZI SoLit

und Übernachtungsmöglichkeiten sowie einem Be- ratungsangebot. Damit ist das Potenzial, das niedrigschwellige Arbeit birgt, meines Erachtens noch längst nicht umfassend entwickelt worden. Es gilt, niedrigschwellige Angebote nicht mehr als unterstes Glied eines mehrstufigen Hilfesystems anzusehen, sondern als einen eigenständigen Ansatz, der auch mittel- und langfristige Angebote einschließt. Dafür spricht unter anderem auch die Beobachtung aus der Praxis, dass wohnungslose Menschen diese Einrichtungen entgegen der konzeptionellen Vorgaben dauerhaft nutzen wollen, worin sich der hohe Bedarf nach Orten des „vorbehaltlosen Daseinkönnens“ ausdrückt.

Ich halte es nicht für ausreichend, den Begriff der Überlebenshilfen, wie sie in niedrigschwelligen Einrichtungen angeboten werden, auf die oben genannten Bereiche der Grundversorgung und Beratung zu beschränken. Im Sinne einer Ausrichtung auf Anerkennung und Teilhabe sollten beispielsweise Bildungs- und Kulturarbeit, auch verstanden als Überlebenshilfen, in niedrigschwellige Angebote integriert werden.

Für die außerschulische Jugendbildungsarbeit hat *Albert Scherr* (2002) ein Verständnis von Bildung formuliert, das sich von formeller Bildung mit dem Ziel der schulischen und beruflichen Qualifikation abgrenzt (*ebd.*, S. 315). Auch im Arbeitsfeld niedrigschwelliger Angebote für sogenannte Randgruppen ist Bildung in der Regel leider nur im Kontext der Eingliederung in den Arbeitsmarkt ein Thema. Unter den Leitbegriffen der Aneignung und Teilhabe sollte in der niedrigschweligen Arbeit zur Grundlage ein Bildungsbegriff werden, der die selbsttätige und aktive Aneignung von Wissen, Denkmöglichkeiten und Ausdrucksformen durch die Subjekte umfasst.

Dabei kann mit einem biographischen Ansatz die bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Lebenssituation sowie den hierfür relevanten politisch-kulturellen Rahmenbedingungen in einem nicht therapeutischen Kontext angeregt werden. Dazu braucht es als ersten Schritt von Anerkennung die offene Haltung eines zuhörenden Gegenübers. Daraüber hinaus können Erfahrungen in künstlerischen oder anderen sichtbaren Formen zum Ausdruck gebracht werden. Dieser Selbstausdruck bildet das Verständnis für die eigene Lebenssituation sowie das eigene Handeln und fördert damit die Handlungsfähigkeit. Das Sichtbarwerden vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen ermöglicht zudem kulturelle Teilhabe. Zudem lässt die (gemeinsame) wertschätzende Anerkennung der eigenen biographischen

und aktuellen Erfahrungen die ausgrenzende Wirkmächtigkeit vorherrschender normativer Vorgaben in den Hintergrund rücken. Und: Hier werden auch Bildungsprozesse für die Mehrheitsgesellschaft angestoßen, die sich mit alltäglichen Erfahrungen und Biographien jenseits gängiger Normalitätsvorstellungen beschäftigen dürfen. Wichtig ist die konzeptionelle Verankerung dieser Angebote, die herrschende Normen als Voraussetzungen von Exklusion kritisch reflektiert und sich nicht davor scheut, sich in unterschiedlichen gesellschaftlichen Zusammenhängen einzumischen.

Anmerkung

1 Diese Interviews wurden im Rahmen meiner bislang unveröffentlichten Dissertation über die Lebenswelten wohnungsloser Mädchen und junger Frauen geführt.

Literatur

- Anhorn, Roland:** Zur Einleitung. Warum sozialer Ausschluss für Theorie und Praxis Sozialer Arbeit zum Thema werden muss. In: Anhorn, Roland; Bettinger, Frank (Hrsg.): Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. Wiesbaden 2005, S. 11-41
- Bettinger, Frank:** Sozialer Ausschluss und kritisch-reflexive Sozialpädagogik – Konturen einer subjekt- und lebensweltorientierten Kinder- und Jugendarbeit. In: Anhorn, Roland; Bettinger, Frank (Hrsg.): a.a.O. 2005, S. 367-396
- Goffman, Erving:** Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identitäten. Frankfurt am Main 1975
- Göbel, Markus; Schmidt, Johannes F.K.:** Inklusion/Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaares. In: Soziale Systeme, 1/1998, S. 87-117
- Honeth, Axel:** Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt am Main 1994
- Jäger, Siegfried:** Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Keller, Reiner u.a. (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden. Opladen 2001, S. 81-112
- Mecheril, Paul:** Politik der Unreinheit. Ein Essay über Hybridität. Wien 2003
- Thiersch, Hans:** Ressourcen und Probleme in der Lebenswelt. Fragen zu flexiblen und integrierten Hilfen. In: Forum Erziehungshilfen 3/2002, S. 176-186
- Scherr, Albert:** Jugendarbeit in der Wissengesellschaft. In: deutsche jugend 7-8/2002, S. 313-318